

H A I D A

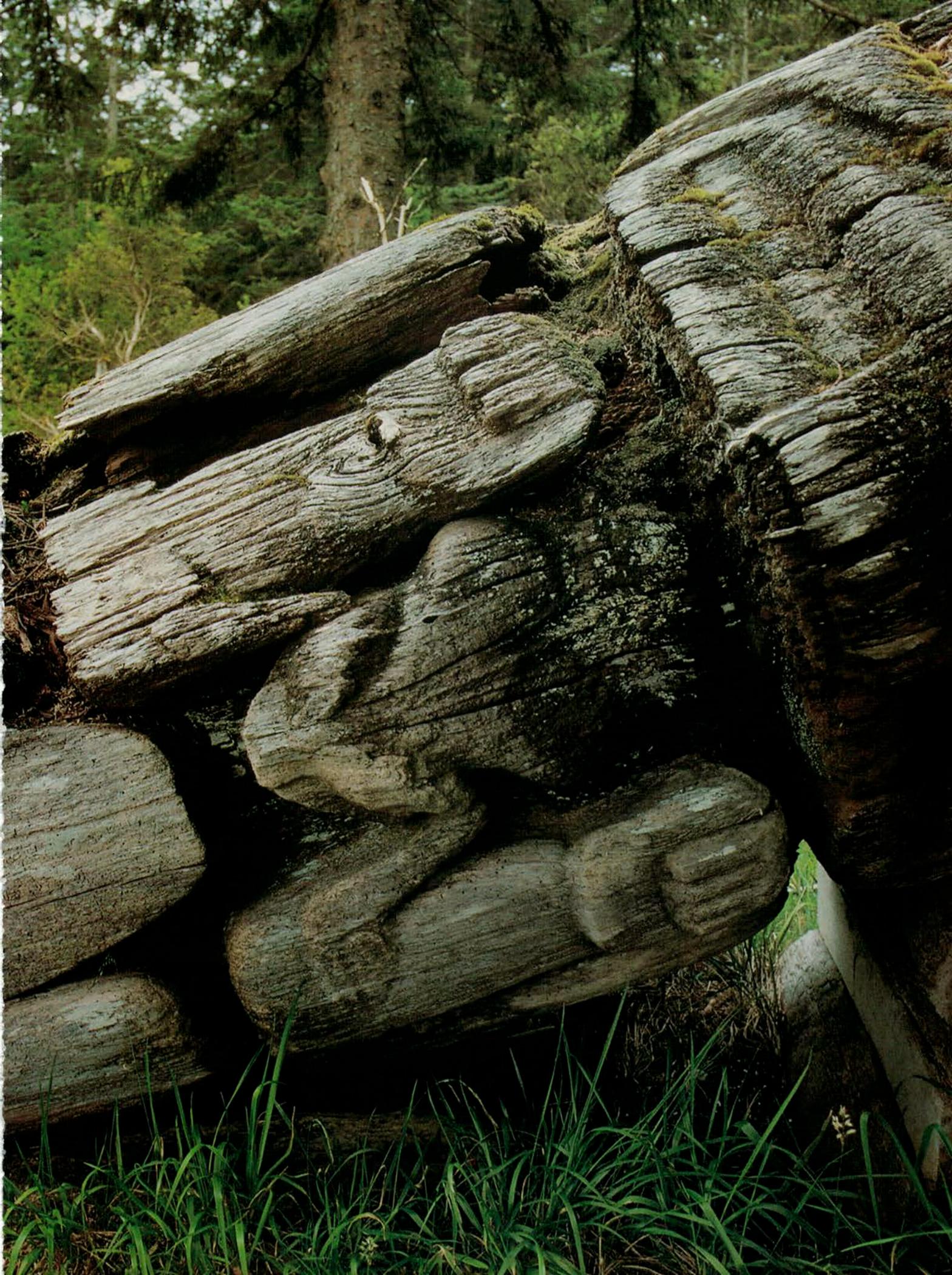
GWA'II

Kunstvolle Totems, wind- und wettergegerbt, sind die letzten Spuren der Kultur der Haida-Indianer. Heute ist sie fast vergessen, und es gibt kaum noch überlieferte Zeugnisse. Bis der Weiße Mann kam, lebte das Indianervolk in einem Schlaraffenland: Die Queen Charlotte Inseln vor der Pazifikküste Kanadas waren für die Haida eine unerschöpfliche Speisekammer.



Foto: V. Hockner u. G. Popp

Foto: M. Roggo

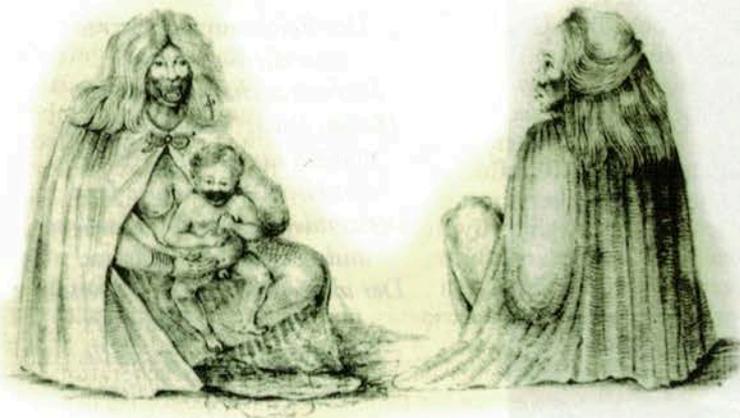


Text: Michel Roggo

*Fotos: Michel Roggo, Verona Hackner, Georg Popp,
Wil Meinders, Claude Diarmüller*

Drei Totems stehen dicht beieinander, leicht schräg im Schattenreich des Waldes. Geschnitzte Geisterfratzen blicken von ihnen herab Richtung Meer. Der Zahn der Zeit hatte schon deutlich sichtbar an dem Holz genagt, lange würden die geheimnisvollen Symbole nicht mehr Wind und Wetter trotzen. Die dicken Moospolster scheinen sie schon bald





*Da die Haida
nur mit Holz
bauten und keine
Gebäude aus Stein
errichteten, schreitet
der Zerfall ihrer
kulturellen
Hinterlassenschaften
rasch voran.*



Fotos: M. Roggo

schlucken zu wollen. Ein lautes Krächzen zerschneidet die Stille. Mit hektischen Schlägen seiner schwarzen Schwingen steigt ein Kolkraabe auf. Koyah, der Rabe, stand hoch in der Hierarchie der Haidagötter. Er war der Schöpfer, der das Wasser vom Land getrennt hat und der die Sterne, die Sonne und den Mond an den Himmel getan hat. Koyah gebot über Ebbe und Flut, ihm verdanken die Völker der Lachse, der Wale, der Bären und der Haida ihre Existenz.

Umgestürzte Bäume und ein Gewirr von vermodernden Ästen erschweren den Weg durch den Wald. Eine kleine Lichtung schimmert zartgrün zwischen den Red Cedars, den Riesenlebensbäumen. Schwach nur sind unter den weichen Formen der Moose die Umrisse eines Hauses zu erkennen, die Langbalken, einige Querbalken. Riesig mußten

diese Holzhäuser der Haida gewesen sein. Vor mehr als siebentausend Jahren besiedelte das Indianervolk die Queen Charlotte Inseln, die sie Haida Gwa'ii nannten, die Insel der Haida. Sie hatten gute Gründe, sich gerade dort niederzulassen. Überreich ist das Leben an der zerklüfteten Küste der Eilande: Algen, Krebstiere, Fische, Seesterne, Muscheln, Schnecken, Seegurken, Seepocken und viele andere Meerestiere bieten eine unerschöpfliche Speisekammer. Ohne große Mühe bekamen die Haida alles frisch auf den Tisch.

Um diesen Reichtum des Meeres aus der Nähe zu betrachten, mache ich mich mit einem Kanu auf den Weg, die zahllosen Buchten zu erkunden. Es ist wie in einem Aquarium. Nur daß ich darüber treibe. Unter mir im glasklaren Wasser liegt die ganze Vielfalt des Lebens ausgebreitet. Ich fühle mich wie am Buffet



Foto: M. Roggo

Der Reichtum des Meeres war die Basis für die hochentwickelte Kultur der Haida. Die seßhaften Indianer mußten nur wenig Zeit auf den Fischfang und die Jagd verwenden und konnten sich so anderen Dingen widmen. Der alljährlich wiederkehrende Lachs bot eine besonders bequeme Nahrungsquelle. Er ließ sich geräuchert sehr gut lagern.



Foto: V. Hockner u. G. Popp

eines Schlemmerlokals. Zweimal täglich verschiebt der Gezeitenstrom in seinem immerwährenden Rhythmus gewaltige Wassermengen in dem Netzwerk aus Kanälen, Meerengen und Buchten - ein nie versiegender Zustrom von Nahrung.

Vor der Küste trifft das warme Wasser der Küstenzone auf aufsteigendes, kaltes und nährstoffreiches Tiefenwasser. Das Plankton explodiert förmlich und bildet die Nahrungsgrundlage für alle höheren Lebensformen - und war so letzten Endes auch die Basis für die Haida-Kultur. Bei Ebbe genügten den Indianern ein paar Schritte, um zu den ausgedehnten Muschelbänken zu gelangen. Überall huschten Krabben davon, versuchten Seegurken und Seeigel wegzukriechen, schwänzten Fische in kleinen Tümpeln. Dazu gab es zahlreiche essbare Meerespflanzen. Im Vergleich zu dem Leben der Haida mußte das Leben der



Foto: M. Roggo

Prärieindianer hart gewesen sein! Gebannt sitze ich im Kanu, lasse mich über die sich ständig ändernde, farbenfrohe Inszenierung des Lebens hinwegtreiben. Es ist wie in einem tropischen Korallenriff. Doch welch ein Kontrast über dem Wasser! Rundherum nur dunkle Nadelwälder, abweisend, düster, dazu bleigraue Wolken, Nieselregen. Ein Krachen schreckt mich auf. Ein massiger Körper schiebt sich in der Ebbelandschaft zwischen den Felsbrocken umher - ein Schwarzbär! Seine Größe ist beeindruckend. Nirgendwo werden Schwarzbären größer als auf Haida Gwa'ii. Das Krachen war das Geräusch eines berstenden Krabbenpanzers. Genüßlich kaut der Bär die leckere Beute. Und weiter geht die Jagd: Stein umdrehen - nichts. Wieder Stein umdrehen - hoppla, da will eine Krabbe rasch davon, die Scheren in hoffnungsloser Abwehr aufgerichtet. Und wieder kracht es. Ungemütlich nahe streicht mein Kanu vorbei. Kaum einen Steinwurf weiter stehen vier Sitka-Hirsche am Strand. In Ruhe äsen sie das Gras, das in der Übergangszone zwischen Land und Meer üppig gedeiht. Mit hellem Schrei und schwerem Flügelschlag hebt ein Weißkopf-Seeadler vom Ufer ab, in den Krallen eine zappelnde, glitzernde Beute.

Ich tauche wieder ein in das Dunkel des Waldes und folge dem Lauf eines kleinen Flusses. Irgendwo stromauf-



Foto: M. Rogge

wärts müssen die Laichgründe der Lachse liegen. Bereits seit Tagen kämpfen sich die Fische dorthin vor - zu aber-tausenden. Ich versuche, in dem teefar-benen Wasser die aufwärts ziehenden Schatten auszumachen. War da nicht ei-ne Bewegung? Eine feine Bugwelle an der Oberfläche? Ein Kopf taucht auf, laut schnaubend, mit großen Augen das Ufer musternd - ein Seehund! Mitten im

Urwald auf der Jagd nach Lachsen. Mit einem lauten Klatschen springt ein Lachs aus dem Wasser, dort, wo ein Sonnenstrahl sich in das düstere Grün verirrt hat - tausend feine Tropfen leuchten kurz auf. Und wieder ist der Wald still. Der Seehund ist verschwunden, in Richtung des verräterischen Geräusches.

Ich wende mich vom Fluß ab, einem schmalen Pfad folgend. Bald stoße ich jedoch auf einen gestürzten Baumriesen, an dem das Moos von Bärenkrallen weggefetzt ist. Ich verlasse den Pfad, denn der Bär ist hier im Wald der Herrscher, und Herrschern geht man besser aus dem Wege. An einer anderen Red Cedar fehlt ebenfalls großflächig die

Rinde. Offensichtlich wurde sie abge-streift. Doch das war kein Tier, das wa-ren Haida. Sie besaßen großes Geschick darin, aus der Rinde allerlei Gewebe an-zufertigen, für Kleider, Taschen, Hänge-matten. Der Baum hatte das überlebt, nun sicher schon um mehr als hundert Jahre. Denn seit über hundert Jahren sind die Haida aus diesem Wald ver-schwunden.

Etwas weiter entdecke ich ein Loch, keilförmig, gut kopfgroß, im Stamm ei-ner riesenhaften Red Cedar. Haida-Indi-aner schlugen es vor langer Zeit mit der Axt in den Baum, um zu beurteilen, ob er sich zum Bau eines Kanus eignen würde - was offensichtlich nicht der Fall gewesen war. Hoch über meinem Kopf

Foto: V. Hackner u. G. Popp



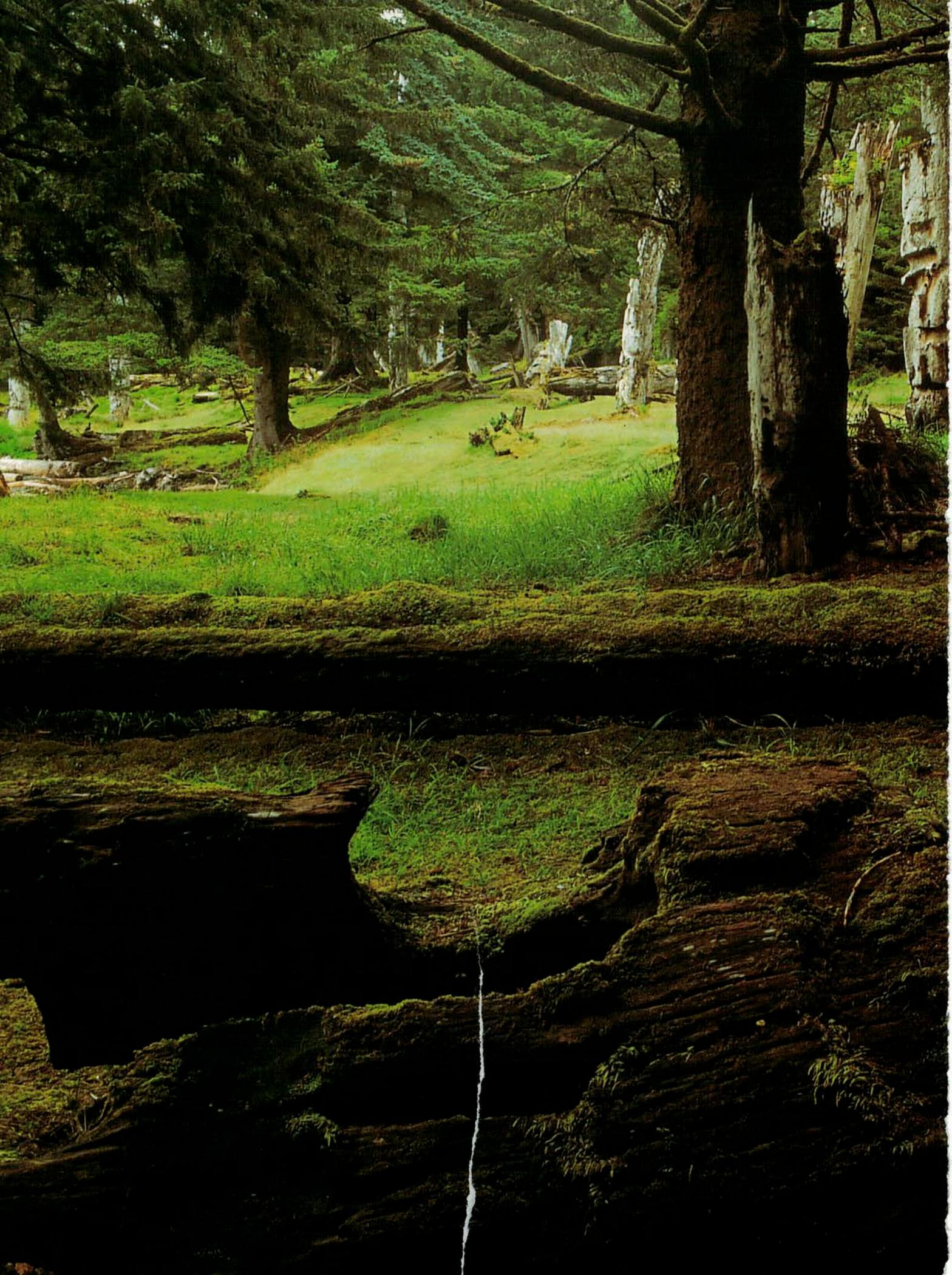






Foto: M. Roggo

Die UNESCO ernannte die Totems auf Sga'ngwa-i zum Weltkulturerbe. Ein paar moosüberzogene Balken deuten noch die Grundrisse der großen Holzhäuser an. Zwei Dutzend Dörfer gab es einst auf der Insel des Roten Dorsches.

in dreißig, vierzig oder noch mehr Metern schließen sich die Kronen der Riesenlebensbäume, der Fichten und der Hemlocktannen zu einem scheren-schnittartigen Dach. Das Summen von Insekten ist allgegenwärtig. Gelegentlich ertönt hoch oben in den Kronen das Krächzen eines Vogels. Irgendwo das

Gurgeln von Wasser: ein Rinnsal versteckt im Gewirr von Moder, Wurzeln, Flechten und Moos. Da ist das Krächzen wieder. Koyah, der Rabe. Ich ahme mit einem leichten schweizerischen Akzent den Ruf des Kolkrahen nach. Es wirkt. Der „Schöpfer“ ist vor Neugierde nicht mehr zu bremsen. Ich verstecke mich hinter einem Baum: „Kroagg, kroagg!“ Der Rabe läßt sich auf einem Ast nieder - „Kroagg, kroagg!“ -, hüpfte ein paar Äste herunter. Schallend muß ich lachen, trete aus meinem Versteck. Laut schimpfend streicht Koyah ab.

Ich dringe tiefer in den Wald ein, entferne mich vom Fluß. Dann entdecke ich, was ich suche: ein Haida-Kanu. Schräg liegt es über einem Baumstamm, überzogen von Moos, umrankt von Wurzeln, so, als wollte der Wald das Kanu wieder zu sich nehmen. Es ist grob

Foto: M. Roggo





Foto: M. Roggo

behauen und nur teilweise ausgehöhlt. Für den Bau ihrer Kanus benötigten die Indianer mehrere hundert Jahre alte Red Cedars, bis über fünfzig Meter hoch, gesund und mit gerader Wuchsform. Der Bedarf an geeigneten Bäumen für Totems, Kanus und Häuserbau war hoch, und so mußten die Haida über die Jahrtausende hinweg wohl immer weiter in den Wald vordringen, um eine passende Cedar zu finden. Erst wenn ein Testloch geschlagen war und der Baum sich als gesund bis ins Mark erwies, wurde er gefällt und bearbeitet. Die Werkzeuge waren aus Holz und Stein, gelegentlich auch aus Eisen, hergestellt aus angeschwemmten Wrackteilen. Schließlich mußte das Kanu zum nächsten Gewässer getragen werden - über Kilometer

durch den Urwald. Zahlreiche Helfer waren dazu notwendig - vor allem Sklaven. Sie waren die Beute von Raubzügen, die die Haida gegen benachbarte Indianerstämme und auch in entferntere Regionen unternahmen. Sie wagten sich mit ihren Kanus entlang der Pazifikküste bis 1.600 Kilometer südwärts. Ab 1775 kam es zu ersten Kontakten mit Europäern, die ihrerseits auf dem Seeweg

von Kalifornien aus nach Norden vordrangen. Handel wurde betrieben, vor allem mit Seeotterfellen. Die Haida waren besonders an Eisen interessiert, um ihre Werkzeuge zu verbessern. Wahrscheinlich brachten sie ihre einzigartige Schnitz- und Baukunst erst nach den Kontakten mit den Europäern zur Hochblüte. Doch für die Haida sollte das der Anfang vom Ende sein. Die oft

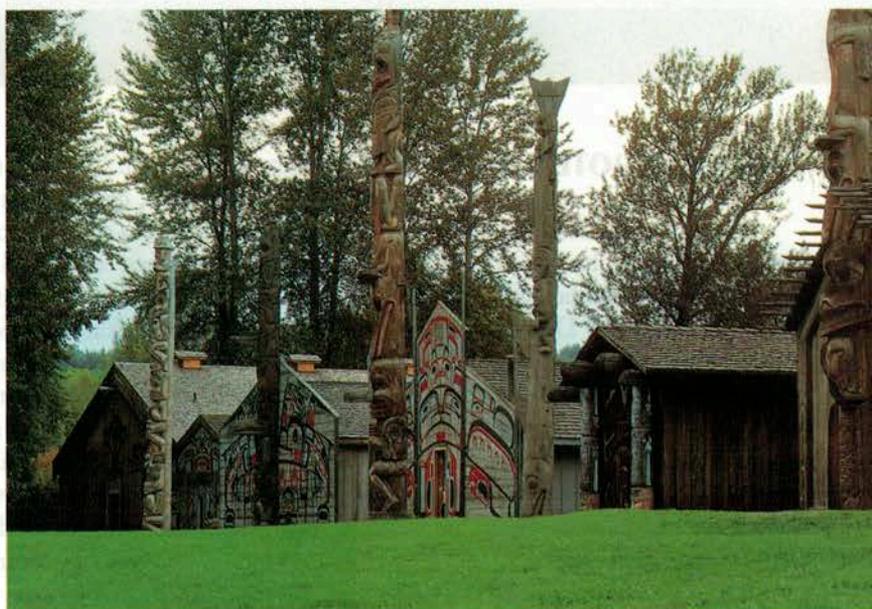


Foto: W. Meinders/Foto Nekura

Die zaghafte Wiederbelebung der Haidatraditionen bringt neue Totems und einige im alten Stil errichtete Häuser hervor.



gesetzlose und brutale Brut, die sich auf den Meeren herumtrieb, provozierte kriegerische Zwischenfälle, bei denen die Indianer mit ihren einfachen Waffen meist unterlagen. 1795 fanden bei der letzten großen Auseinandersetzung siebenzig Haida den Tod. Der endgültige Untergang der Haida-Kultur kam jedoch durch eingeschleppte Krankheiten, wie die Pocken. Ende des neunzehnten Jahrhunderts rafften Epidemien innerhalb weniger Jahre neunzig Prozent der Bevölkerung dahin. Bis auf zwei Dörfer wurden alle Siedlungen aufgegeben. Übereifrige Missionare unterdrückten, was an Haida-Kultur noch übrigblieb. Eine jahrtausendealte, blühende Kultur zerbrach. Diese unheilvolle Geschichte erklärt, wieso vor mir ein Kanu unvollendet im Wald liegt: Die Arbeit konnte schlicht und einfach nicht beendet werden.



Foto: C. Dürmüller

stolzen Kriegerern und Jägern nachzueifern. Aus dem Wald tritt ein Sklave und schleppt Brennholz heran.

Eine Stimme schreckt mich aus meinem Tagtraum. Es sind Haida. Sie tragen Blue Jeans und Baseballmützen. Die drei machen sich daran, die Holzruinen zu pflegen: hier einen Baumsprößling aus einer Spalte im Pfahl zerrn, dort das Gras um ein Totem zurückschneiden. Nach einiger Zeit nähert sich mir eine der Frauen. Ich soll zu ihrer Hütte kommen, etwas Heißes trinken. Im Sommer wohnen einige Haida auf der Insel, in einem

INSEL DES ROTEN DORSCHES

Wie leben die Haida heute? Wie lebendig ist ihre Kultur noch? Ich begeben mich auf Spurensuche nach Sga'ngwa-i, der Insel des Roten Dorsches. Es ist ein stürmischer Tag, und es regnet ununterbrochen. Überall tropft es von den Bäumen und von den Flechten. Die Farben sind reduziert auf ein dunkles Graugrün-Braun, in dem die hölzernen Obeliskender Haida untergehen. Sie stehen am Strand im Regen,

fünfzehn Meter im Quadrat, mit wuchtigen Eckpfeilern, das Satteldach bedeckt von Brettern. Um die zehn bis zwanzig Haida bewohnen als Großfamilie ein Haus. Der einzige Raum dient als Küche, Eßraum, Räucherzimmer, Schlafraum, Lagerraum und Werkstatt. In der Mitte unter einer Dachöffnung liegt die Feuerstelle. Darüber ein Gestell mit Lachs, Dorsch oder Heilbutt zum Räuchern. An den Wänden hängen Kriegswaffen und Jagdgeräte: Pfeil, Bogen und Speer, für den Fischfang Netze,



der sie schon seit Jahrhunderten peitscht. Mehr schief als gerade, manche gestürzt, andere zerborsten von der Kraft einer Baumwurzel. Etwas weiter finde ich ein paar Überreste von Häusern: Balken kreuz und quer, halb vermodert, überzogen von Moos. Die Überreste des Dorfes Sga'ngwa-i Inaga'i. Es war aufgegeben worden, nachdem 1863 ein an Pocken erkrankter Schiffspassagier, der auf der Insel ausgesetzt worden war, eine tödliche Epidemie auslöste. Wie würde es hier aussehen, wären die Europäer rücksichtsvoller gewesen? Ein Bild entsteht vor meinem Auge: An die zwanzig Häuser stehen aneinander gereiht am sanft geschwungenen Strand. Holzhäuser, gut

Ruten, Leinen und Haken. In den Ecken Hängematten für die Kleinkinder. Kunstvoll geschnitzte Truhen mit den Vorräten für den Winter stehen herum. Vor jedem Wohnhaus ragt ein hohes Totem auf, geschmückt mit Darstellungen von Adler, Bär, Killerwal, Rabe, Biber, Frosch. Die Pfähle sind gegen das Meer gerichtet und sollen böse Geister abhalten. Noch näher am Strand stehen weitere Totems. Auf ihnen ruhen Urnen. Schnitzereien halten wichtige Ereignisse im Leben der Verstorbenen fest - die Haida kannten das geschriebene Wort nicht. Am Strand liegen ein paar Kanus, fünfzehn, zwanzig Meter lang. Kinder spielen herum, versuchen in kleinen Booten ihren Vorbildern, den

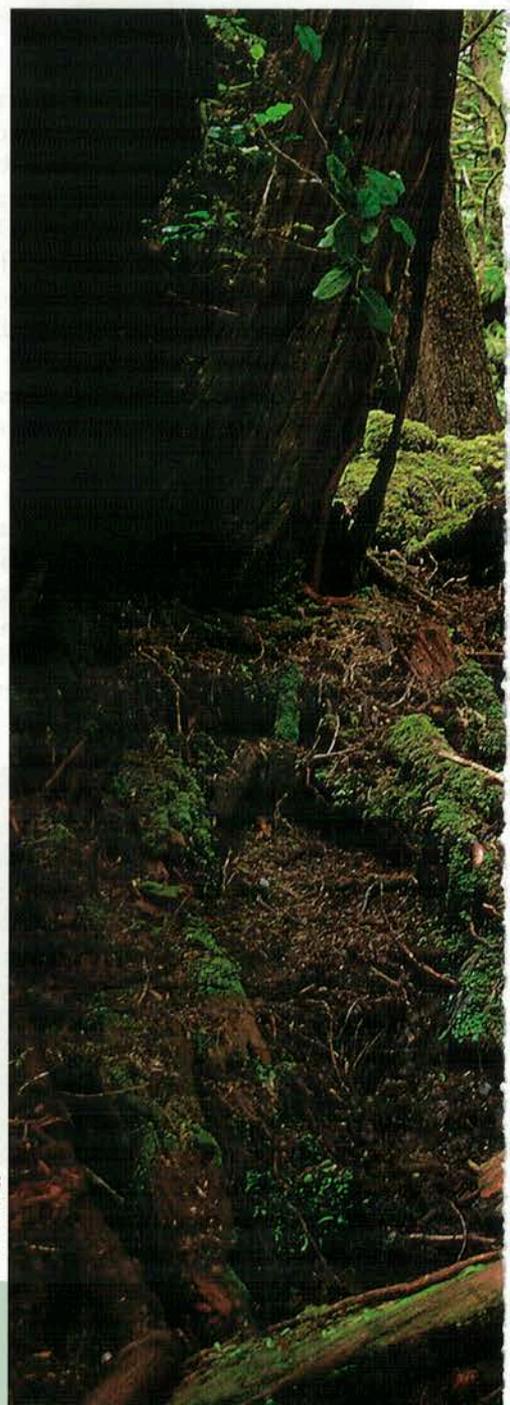


Foto: M. Roggo



Foto: M. Rogge



Als Inselvolk waren die Haida auf seetüchtige Kanus angewiesen. Da geeignete Red Cedars in Küstennähe nach und nach selten wurden, mussten die Indianer das Baumaterial für ihre Einbäume tiefer im Wald suchen.





Foto: V. Hackner u. G. Popp

Auf den Totems sind zahlreiche Tierarten dargestellt, denen die Haida mit Respekt begegneten - vor allem Bären, die auf den Queen Charlotte Inseln eine ungewöhnliche Größe erreichen.

V. Hackner u. G. Popp

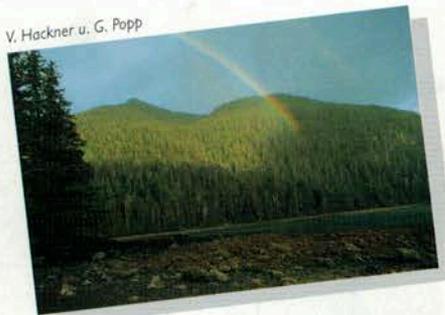


Foto: M. Roggo

Haus etwas abseits vom Ruinendorf. Sie bewachen die empfindlichen Holzruinen, um Vandalismus und Diebstahl vorzubeugen. Zudem sind an geheimen Orten Grabstätten, die nicht entweicht werden sollen. Das Haus der Wächter ist ganz den alten Bauten nachempfunden. Im Innern verbreitet ein Holzofen wohlige Wärme, und bei Kaffee und Kuchen versuche ich, das Schicksal der Haidakunstwerke zu ergründen: „Wie lange stehen die Totems wohl noch?“ Mit ruhiger Stimme antwortet die Haidafrau: „Die Totems wurden nicht gemacht, um ewig zu stehen.“ „Das heißt, in hundert Jahren ist alles verschwunden?“ frage ich. „Ja, vermutlich.“ Nach längerem Schweigen ergänzt sie wie zum Trost: „Es werden neue Totems gemacht.“ Seit einiger Zeit pflegen die Haida ihre alten Traditionen wieder vermehrt: Tänze und Gesänge werden aufgeführt, neue Häuser im alten Stil gebaut, und vor allem machen sich die hochbegabten Zeichner, Maler und Schnitzer wieder an die Arbeit. Allerdings ist es nur eine Minderheit, die sich so auf die Wurzeln besinnt, und vieles ist

unwiderruflich verlorengegangen. Spätestens, wenn man eines der beiden modernen Haida-Dörfer besucht, holt einen die Realität ein. Die indianische Kultur wurde durch den Kontakt mit der europäischen Kultur vollständig aufgegeben. Die unterschiedlichen Wertvorstellungen waren und sind nicht zu vereinbaren. So ist das äußere Bild der Verwahrlosung mancher Indianer Ausdruck der inneren Leere gebrochener, beraubter und gedemütigter Menschen.

Die Haidafrau schaut mich mit ihren großen, dunklen Augen an, gütig, nachsichtig. Draußen prasselt der Regen an die Fensterscheiben. Windböen rütteln am Gebälk. Die See ist aufgewühlt, düster, grau. Ob mich das kleine Schlauchboot wieder holen kann, das mich auf der Insel abgesetzt hatte? Die Haidafrau ergreift das Funkgerät. Ja, es sollte in einer Viertelstunde auf Sga'ngwa-i sein. Ich zwänge mich in den Overall, stapfe hinunter ans Meer. Nach einiger Zeit tragen Böen Geräuschfetzen an mein Ohr: ein kleiner Außenborder, der verzweifelt gegen die unbändigen Kräfte des Meeres ankämpft.

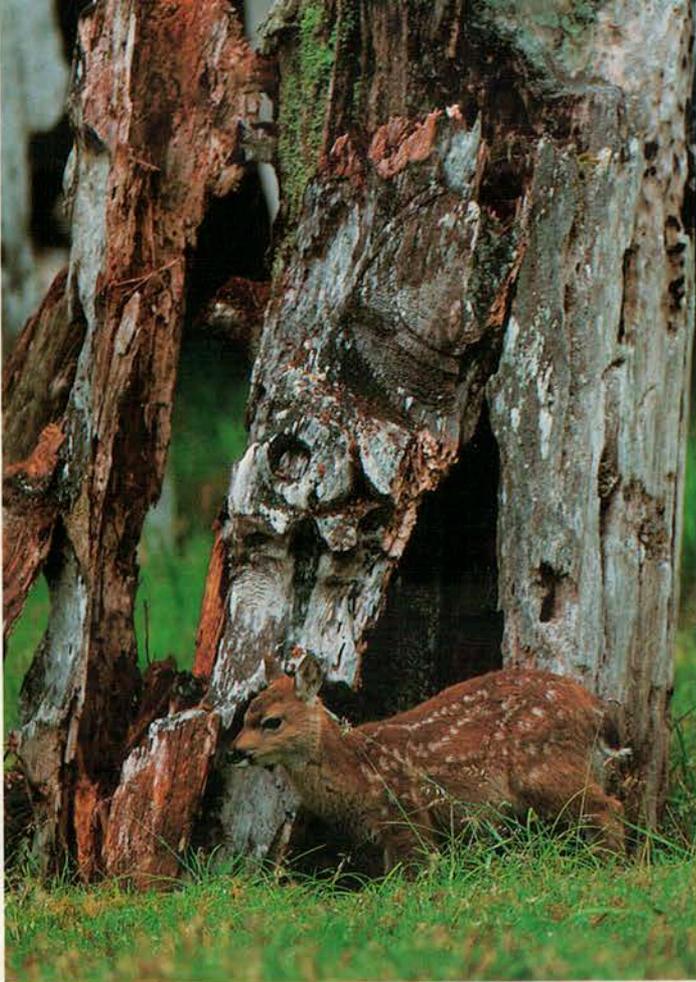


Foto: M. Roggo



Foto: M. Roggo



Eigentlich bereiste der Schweizer Michel Roggo Kanada und Alaska, um das Leben im und am Wasser zu fotografieren. Die letzten Zeugnisse der Haida-Kultur faszinierten ihn jedoch so, daß er sich länger mit diesem Thema befaßte.

QUEEN CHARLOTTE ISLANDS

Ein Besuch auf den Inseln vor der Küste British Columbias ist nur etwas für Naturfreunde, die einem Abenteuer nicht abgeneigt sind, die bürokratische Hürden meistern können und sich das Ganze auch etwas kosten lassen wollen. Vergleichsweise einfach ist noch die Anreise per Fähre oder Wasserflugzeug ab Prince Rupert oder mit dem Flugzeug ab Vancouver (tägliche Verbindung). Schwierig wird es dann auf den Inseln: Das Straßennetz beschränkt sich auf die Hauptorte Queen Charlotte City, Port

Clements und den Flughafen Sandspit sowie auf die Haida-Siedlungen Skidegate und Masset. Die Privatstraßen der Holzfirmen, die auf der Nordinsel den Wald „ernten“, sind pannenträchtige Schotterpisten. Ihre Benutzung ist während der Rodungsarbeiten sehr gefährlich, da immer nur im Windschatten eines überschweren Holztransporters gefahren werden darf, und der läßt einen Steinhagel auf das nachfolgende Fahrzeug niedergehen. Um Unfälle zu vermeiden, sind die Straßen oft auch ganz gesperrt.

Die Südinsel ist weitgehend unbewohnt und gehört zum größten Teil zum Nationalpark Gwa'ii Haanas. Die einzige Siedlung im Nationalparkgebiet ist Rose Harbour. In der alten Walfängerstation haben sich eine Handvoll Menschen eingerichtet, darunter auch ein Deutscher. Sie schufen sich in der harschen Umgebung ein kleines Idyll - sehr zum

Ärger der Nationalpark-Verwaltung, die die Aussteiger am liebsten vertreiben möchte.

Die alten Haida-Siedlungen, die im Sommer von Indianern bewacht werden, sind nur per Boot oder mit der Kombination Wasserflugzeug/Boot erreichbar. Es gibt nur wenige organisierte Touren, und die Distanzen sind teilweise beträchtlich. Die abenteuerlichste Art, die Südinsel zu entdecken, ist eine mehrtägige oder mehrwöchige Kajaktour. Sie erfordert eine sorgfältige Planung, da das Meer vor allem an der Westküste unberechenbar ist. Absolut notwendig ist eine Absprache mit der Nationalpark-Verwaltung, weil nur mit besonderen Genehmigungen die Haida-Siedlungen besucht werden dürfen. Um sie zu erlangen, müssen sich die Besucher einer speziellen Unterweisung unterziehen. Fotogenehmigungen gibt es nur gegen Bezahlung und mit vielen Auflagen. Für einige Gebiete sind sie praktisch nie erhältlich.

Allgemeine Informationen:

Visitor Infocenter, Box 819, Queen Charlotte, BC V0T 1S0, Tel. 001 250 559 8316
QCI Chamber of Commerce, Box 38, Masset, BC V0T 1M0, Tel. 001 604 559 4742

Nationalpark:

Gwa'ii Haanas NPR, Box 37 Queen Charlotte, BC, V0T 1S0, Tel. 001 250 559 8818,
E-mail gwaiicom@island.net

Rose Harbour:

Götz Hanisch, Rose Harbour Guest House, Box 437, Queen Charlotte City, BC, V0T 1S0

